# Der Heimatlose [Fortsetzung]

Autor(en): **Hartmann, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **10 (1948)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-860604

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Feuerwehr nichts mehr zu tun blieb. Das Bild verschwand leider im Jahre 1909 anlässlich eines Einbruchs, deren viele vorkamen und dem Opferstock galten. Noch heute erinnern sich viele Bewohner an dieses eindrückliche Bild. In letzter Zeit werden ab und zu Täfelchen in der Kapelle aufgehängt als Zeichen des Dankes für gefundene Erhörung.

## Der Heimatlose.

Von Alfred Hartmann.

Fortsetzung

Der Rosenkranz war gerade im besten Gang, da stürzte der Naglerhans ganz verstört und ausser Atem in die Stube und berichtete in unverständlicher Zigeunersprache ein Langes und ein Breites. Darauf packte die Bande noch in derselben Nacht ihre Sachen zusammen und zog hinaus in den finstern Wald. Es soll damals ein Gesetz gemacht worden sein wider die Heimatlosen und Vaganten, wonach ihnen verboten wurde, künftig in Gebirg und Wald zu hausen und unstet zu sein. Sie sollten in die Dörfer eingeteilt werden und dort wie andere Leute hacken, pflügen und graben und im Schweisse ihres Angesichts ihre Erdäpfel bauen. Aber keine andere Heimat begehrte der Naglerhans als Berg und Wald; sein Rücken war gewohnt das schwere Schleifrad zu tragen, nicht aber sich über der Sense und Hacke zu krümmen. Im Dorfe war es ihm eng gewesen wie dem Waldvogel im Käfig; deshalb floh er vor dem Gesetz und ging in derselben Nacht durch den finstern Wald dahin, wo er glaubte, dass das Gesetz ihn nicht erreichen würde.

Im Herbst, wenn die Jagd aufgeht, wenn die ersten Schüsse knallen, wenn zum erstenmal das Geheul der Meute am Berg wiederhallt, da verlässt der Hase die grünen Kleefelder und die Furchen des Kartoffelackers, wo er ruhig den Sommer zugebracht und zieht erschrocken in den dichten Wald oder zu Berg oder aufs öde Moor, und die scheuen Rehe eilen hinauf in die unzugänglichsten Schluchten und spitzen die Ohren und strecken lauschend die Hälse. Die zweiundzwanzig Schweizerkantone hatten sich gleichzeitig die Aufgabe gestellt, sich die heimatlose Bevölkerung ihrer Berge, Wälder und Landstrassen vom Halse zu schaffen, und jeder derselben war bestrebt, sich der Ueberlästigen auf Kosten der Nachbarn zu entledigen. Hatte irgendwo eine Bande im Graben oder unter dem Schutz der überhängenden Felswand oder in einer verlassenen Köhlerhütte ihr Lagerfeuer angezündet und ihren Kessel darüber gehängt, so kamen unversehens Landjäger über sie, und bei Nacht und Nebel, auf einsamen unbegangenen Pfaden wurde sie über die Kantonsgrenze geführt.

Zur Zeit, da die Menschenjagd eben im schönsten Zuge war, ging früh bei Tagesanbruch ein Büblein barhaupt und barfuss auf dem Wege, der aus dem Niederamt von Erlinsbach bergaufwärts Kienberg zu und von dort nach dem Fricktal hinüber führt. Ein blaugrauer Nebel hatte sich über das Tal gelagert. Ueber Obererlinsbach steht am Wege, abseits von den Häusern, eine Kapelle.

Auf der grauen Kapellenmauer waren etliche Figuren und Striche mit Rotstein gezeichnet; man hätte sie für das Werk müssiger Schuljugend halten können. Sobald das Büblein die roten Zeichen an der Mauer entdeckt hatte, wendete es sich um und rief in den Nebel hinein dreimal den Kuckucksschrei. Der kleine Geselle war der Fideli. Schlank und gerade war das Bürschchen in Wald und Wetter aufgewachsen; es war flink wie ein Eichhorn und seine Wange braun wie reife Haselnuss.

Bald nachdem Fideli den Kuckucksruf hatte ertönen lassen, streckte der Naglerhans seinen struppigen Kopf aus der nahen Hecke heraus, spähte zuerst vorsichtig den Weg aufwärts und abwärts, trat endlich mit ganzem Leib hervor und ging auf die Kapelle zu. Als er einen Blick auf die roten Zeichen an der Wand geworfen, steckte er zwei Finger in den Mund und liess einen gellenden Pfiff erschallen, welchen der geübteste Jäger für den Schrei eines Hühnerweihs gehalten hätte, worauf da und dort, aus Gesträuch und Busch und Strassengraben Gestalten hervortauchten und bald die ganze Bande sich um ihr Haupt gesammelt hatte. Naglerhans deutet mit dem Stecken auf einen Kreis von Rotstein mit einem Punkt in der Mitte, den man für das rohe Abbild eines Schleifsteins halten konnte. Der Schleifertoni sei erst gestern hier vorbei gekommen und seine Bande sei neun Köpfe stark. Beim Massholderbaum auf der Schafmatt könnte man ein mehreres über ihn erfahren. Sie wollten trachten ihn einzuholen; das gebe dann wieder einmal einen lustigen Tag. Wohlgemut und raschen Schrittes zog die Bande durch Wald und Weide den schmalen Pfad, der über den Barmel nach der Schafmatt führt, bergan.

Nie ist es schöner auf den Bergen als zur Herbstzeit, wenn im Tale unten Tage lang bleigrauer Nebel in den Gipfeln der Tannen hängen bleibt, aber oben über die Kuppen und Gipfel die genzianenblaue Pracht des Himmels sich wölbt. — Beim Massholderbaum prangten Fels und Wald und Weide im goldenen Sonnenstrahl, während unten das Nebelmeer wogte, aus dem weit drüben die glitzernden Schneeberge ihre stolzen Häupter streckten. Aufmerksam untersuchte dort Naglerhans Stein, Baum und Busch. Endlich entdeckte er im Gebüsch einige künstlich verflochtene Zweige. Es sei, wie er gesagt; auf dem Kesslerwitteli würden Schleifertonis zu finden sein. Da es eben auf die Zurzacher Messe zugehe, möchten vielleicht noch andere gute Bekannte vorbei kommen; er wolle deshalb sein Zeichen auch hinmachen. Er suchte sich am vielfach vernarbten Stamme des Massholders ein glattes Stück Rinde, nahm das Messer zur Hand und schnitt erst die Gestalt eines Nagels, dann einen Pfeil, die Spitze nach Osten gerichtet, in dieselbe ein; das Gefieder des Pfeils wurde genau aus sieben Einschnitten gebildet, vier aufwärts und drei abwärts. Endlich machte er noch senkrecht auf den Pfeilschaft neun Einschnitte, unter den Schaft aber deren dreizehn. Der Nagel war des Naglerhansen Wappen und Wahrzeichen; wohin der Pfeil wies, das deutete die Weltgegend, nach welcher er gezogen; die sieben Striche des Gefieders sagten, dass seine Bande sieben Köpfe stark sei; aus den Einschnitten über und unter dem Schaft war zu erkennen, dass des Naglerhansen nicht früher und nicht später als am dreizehnten Tage des Herbstmonats hier gewesen. Dies konnte jeder vorüberziehende Kessler, Scherenschleifer oder Geschirrhefter mit einem Blick entziffern. Neben dem Massholderbaum biegt eine fast unbemerkbare Spur rechts ab und scheint sich bald zwischen Felsen und wirrem Ge-

sträuch zu verlieren. Diese Spur führt nach dem Kesslerwitteli; ihr folgte die ganze Bande mit beflügelten Schritten.

Das Kesslerwitteli ist hinter schroffen Felsen versteckt und nur auf schwer zu findenden Fusswegen zugänglich. Nur wenigen ist der Ort bekannt und von den meisten dieser wenigen wird er sorgfältig gemieden, denn es gehen dort böse Geister um, und in der Johannisnacht tanzen daselbst die Hexen, wie die Alten sagen. Es ist eine kleine, sanft gegen Süden geneigte Fläche, hinten an eine jähe Fluh gelehnt, links und rechts von dichtem Wald und Strauch geschirmt, nach vorn vom wild zerklüfteten, fast senkrechten Abhang des Berges begrenzt. Einige uralte Schirmtannen stehen darauf, da und dort wuchert duftender Holunder, und nirgends blüht schöner die dunkelblaue Gentiane und die goldgelbe Aurikel.

Der laute Jubel wollte kein Ende nehmen, als des Naglerhansen unversehens aus dem Walde traten. Es war aber auch eine schöne Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte. Da waren der Schleifertoni und der Chrättenruedi, beide Naglerhansens Schwäger, dann der Ringlichaspar und der krumme Heiri, jeder mit seinen Leuten.

Unter einer der Schirmtannen brannte das wohlgenährte Lagerfeuer, und über demselben hing ein Kessel, in welchem Schinken, Speck und Würste brodelten. Daneben waren einige «Gojen» (Weiber) emsig beschäftigt, allerlei Küchlein in der zischenden Butter zu backen, die sie dann auf dem grünen Rasen hoch auftürmten. Am Feuer standen Kaffeekannen und Milchtöpfe und im Schatten unter dem Gesträuch eine schöne Anzahl Schnapsflaschen. Während die Alten, um das Feuer gelagert, assen, tranken, schwatzten und ihre halbverkohlten Ulmerpfeifen schmauchten, sassen unter einer andern Tanne der blinde Geigerlipp und die Hackbrettliese und spielten ihre besten Tänze auf, nach denen ein halbdutzend Paare junger Stromer und schlanker Schicksen sich drehten. Kein fremdes Auge mochte das wilde Völklein hier belauschen, kein fremdes Ohr es behorchen. Deshalb liess es seiner Lust die Zügel schiessen. Flasche auf Flasche leerte sich. Immer lauter lachten die Alten, die am Feuer sich streckten, immer rascher drehten sich die Jungen im Tanz, und wilder und wilder erklangen Geige und Hackbrett unter dem dunkeln Dach der alten Schirmtanne hervor. In ihrem üppigen Uebermut küchelten die Buben und Mädchen Holunderzweige in der geschmolzenen Butter, um sie dann wieder an den Stauden in die Höhe schnellen zu lassen, laut aufjubelnd, wenn des Geigerlipps Führer, der widerborstige Semir, lüstern nach den fetten Bissen emporsprang. An der allgemeinen Freude nahm allein der alte Lienhard nicht teil. Als er seinen Hunger gestillt hatte, ging er in den einsamen Wald. Später konnte man ihn auf einem hohen Felskopf erblicken, steif und gerade dastehend, einer Schildwache gleich, und unverwandt hinunterschauend in die grauen Nebel des Tales.

Wenn die Sonne hinabsinkt in ihr glutrotes Bett, verstummen sonst Schlucht und Wald. Die Amsel hält inne mit ihrem schmetternden Lied und sucht ihr Lager im dunklen Tannendickicht, der Kuckuck ruft nicht mehr, und zuletzt schweigen sogar die wilden Tauben auf den höchsten Gipfeln. Aber auf dem Kesslerwitteli schien der Lust des Tages eine noch wildere Nacht folgen zu sollen. Schon versagte diesem und jenem der Zecher am Feuer die Zunge den Dienst, und mit wildleuchtenden Augen umschlangen die tanzen-

den Burschen ihre Dirnen. Da liess sich unversehens vom Fels herab das durchdringende, unheimliche Geschrei der Eule hören. «Das ist der Lienhard!» rief der Naglerhans und sprang vom Feuer auf: es müsse etwas nicht richtig sein. Plötzlich stand der Genannte, der sich den jähen Fels herab hatte gleiten lassen, mitten unter den Zechenden. «Die Behringer!» rief er. «Die Behringer!» Und Männer und Weiber rafften in wilder Hast ihre Pfannen und Kessel, ihre Geräte und Habseligkeiten zusammen. «Die Behringer!» und Geige und Hackbrett verstummten, und die erschrockenen Schicksen wanden sich aus den Armen ihrer Geliebten. «Die Behringer!» und schattenähnlich verschwand das aufgescheuchte Völklein, die einen im dornigen Dickicht des Waldes, die andern in den zerrissenen Klüften der Felsen. Als die Landjäger kamen, fanden sie von allem nichts mehr, als die verglimmenden Kohlen des Lagerfeuers, etliche abgenagte Schinkenknochen, ein paar leere Schnapsflaschen und an den Holunderstauden die geküchelten Zweige.

Am Fusse des Kreuzes suchen Zuflucht die Bedrängten. Bei den reichen Klöstern haben die Bettler, die Heimatlosen, die Wallfahrer ihr Stelldichein. Denn gnädig ist die Kirche denen, so sich unterwerfen, und offen ihre Hand für die, welche nicht sehen und doch glauben. Noch stehen die Klöster dort, wo die besten Matten und sonnigsten Weinberge sind; aber nicht mehr schallt in den langen Kreuzgängen der feierlich schleppende Schritt der Mönche. Weltlich behaarte Gesichter, von grauen Schlapphüten überschattet, haben sich in den Zellen eingenistet. Um die stolzen Mauern, die Jahrhunderte lang unentweiht gestanden, ist jetzt ein unruhiges, wühlendes, umgestaltendes Getriebe.

Keine zwanzig Jahre sind es her, da war es anders. Da herrschte, so weit die Klosterglocke hörbar war, behagliche Feierlichkeit. Mit feierlichem Behagen gingen die Mönche aus und ein, mit feierlichem Behagen führte der Klosterpächter den Pflug, mit feierlichem Behagen wartete selbst der Bettler und Krüppel vor der Klosterpforte, denn er war des Bissens, der seine Esslust befriedigen würde, gewiss. Nur selten verirrte sich ein Landjäger in den friedlichen Bezirk, wo nicht die weltliche, sondern die geistliche Polizei regierte, und konnte man sich derselben mit dem Beichtzettel ausweisen, so wurde wenig nach Pass und Heimatschein gefragt.

Seit die Heimatlosenjagd angegangen war, war Naglerhans nirgends lieber als dort, von wo aus man die Wettinger Klostertürme sehen konnte. Kein Plätzchen war ihm für seine Werkstatt anständiger als jenes hinter der Wettinger Klosterkirche. Nirgends wurde wohlgemuter gelötet, geschliffen und geheftet. Bei den Frauen der Klosterpächter hielten Marcy und ihre Töchter reiche Ernten an Eiern, Mehl und Butter. Es war fast wie zur guten alten Zeit. Aber wenn die Klosterglocke zur Messe, Vesper oder Mette rief, so folgten ihr Vater, Mutter und Kinder und war ihnen dann keine Arbeit zu schwer. Sie waren deshalb vom gnädigen Herrn Abt sehr wohl gelitten und erfreuten sich seines besonderen Schutzes. Dass der alte Lienhard nie zur Kirche ging, das suchten sie geheim zu halten, und es ging darüber nur unter den Laienbrüdern und Klosterknechten ein dumpfes Gerücht, das aber noch nicht bis zum Konvent gedrungen war. Da geschah es einmal eines schönen Morgens, dass der Lienhard gerade vor der Klosterkirche vorbeiging, als die Mönche mit der Prozession herausgezogen kamen. Der, so vorausging, spritzte rechts und links segnend mit dem geweihten Wasser, und es kam,

dass einige Tropfen auf den Alten fielen. Da fing dieser an gar seltsam und schauerlich zu stöhnen. Schaum trat ihm aus dem Mund, er fiel zu Boden und schlug mit Händen und Füssen wild um sich. «Der Besessene!» raunte einer erschrocken dem andern zu. Wohl sprangen ihm etliche Mönche zu Hilfe und taten das Möglichste, den bösen Feind zu bewältigen. Aber kein Besegnen und kein Teufelaustreiben wollte nützen. Der Lienhard schlug schwächer und schwächer um sich und wurde zuletzt ganz steif und tot. Ein Laienbruder will ein scheusslich haariges Tier ihm aus dem Munde haben kriechen sehen.

Erschrocken und in Aengsten war Fideli dabei gewesen. Als er es begriffen hatte, dass der Lienhard jetzt tot sei, da war es ihm, als ob jemand sein Herz mit einer Zange abkneipte, denn der alte war ihm Vater und Mutter zugleich gewesen, und die andern, deuchte ihn, hielten ihn doch nur für ihren Pudelhund. Er warf sich auf den toten steifen Mann und begann zu schreien, dass es einen Stein erbarmt hätte. Es war aber gerade ein vornehmer Herr im Kloster zu Gast, der liess sich beim Nachtisch die Geschichte erzählen. Er wurde ordentlich davon gerührt und sprach, indem er ein Biscuit in seinem Burgunder tunkte, das Büblein dürfe kein Strolch und Landstreicher werden, sondern ein guter und nützlicher Staatsbürger, er wolle sehen, dass für dasselbe gesorgt werde. — Naglerhansen packten ob dem Rumor ihre Sachen zusammen, so schnell sie konnten, und machten sich, um zwei Glieder ärmer geworden, fort. Sie sollen sich seither nie mehr im Gebiete des Wettinger Klosters gezeigt haben. Fideli aber wurde von dem vornehmen Herrn bei einem Bauern als Knechtlein verdingt.

Dazumal hatte Fideli den Glauben, es gebe zweierlei Sorten Leute auf der Welt: die mindere Sorte müsse fort und fort herum ziehen, Kessel flicken, Scheren schleifen, Schuhzwecke aus Pfaffenhütleinholz fabrizieren und betteln gehen; die vornehmere Sorte habe schöne, warme Häuser, ihr Teil seien die Dörfer und Städte, die Aecker und Wiesen, und sie brauchten sich vor den Landjägern nicht zu fürchten, müssten aber arbeiten und allerlei Wissenschaften besitzen. Und er freute sich, nun zu den Vornehmen gehören zu sollen, da der Lienhard ja doch tot sei, und er nahm sich vor, recht viel zu lernen und zu arbeiten, um auch Aecker und Wiesen zu bekommen und ein schönes, warmes Haus, darin zu wohnen.

Aber sein erster Meister war der Chlais auf der Chliberen; der teilte die Leute ebenfalls in zwei Sorten ein, doch auf eine andere Manier. Zu den einen seien jene zu zählen, welche übervorteilen, zu den andern die, so übervorteilt werden. Und um ja nicht in die zweite Klasse zu fallen, tat er sein Möglichstes, sich in der ersten zu behaupten auf Kosten eines jeden, der ihm unter die Finger kam. Fideli werkte ein Jahr lang wie ein Ross. Wie freute er sich auf sein armseliges Löhnlein von sechzehn Kronen! Aber als Weihnachten gekommen war, machte ihm der Chlais auf der Chliberen eine lange, lange Rechnung vor: für ein paar Hosen, die ihm der Schneider geflickt hatte, für einen Fleck, den ihm der Schuster auf einen Holzboden gesetzt, ferner für eine Menge zerschlagener Dreschflegel, abgewetzter Sensen und abgenützter Stallbesen, so dass zuletzt herauskam, dass Fideli dem Chlais noch ein paar Batzen schuldig blieb, die ihm aber dieser grossmütig als Trinkgeld schenkte. Fideli verstand sich blutwenig auf Rechnungen und Gegenrechnungen; das war ein Pfiff, von dem er bei Naglerhansens niemals gehört hatte. Und der

vornehme Herr, der's über sich genommen, aus Fideli einen guten Staatsbürger zu machen, hatte seither nicht mehr von sich hören lassen. Das Knechtlein suchte sich deshalb auf eigene Faust einen andern Meister.

Das war der Blitzbauer im Donnerloch. Der war berühmt weit und breit für sein Fluchen. Er ging selten ins Wirtshaus, ohne ein paar Köpfe oder doch mindestens ein paar Flaschen zusammenzuschlagen und hatte die Gewohnheit, allemal seine Knechte zu verprügeln, wenn er im Rausch oder Zorn etwas Ungeschicktes gemacht hatte. Einmal musste er ein paar Dublonen Schmerzengeld bezahlen, weil er einem Kameraden, mit dem er eine Flasche getrunken, im Verlaufe eines freundschaftlichen Diskurses das Weinglas ins Auge geschmissen und schlug nun, seinen Zorn zu kühlen, dem Knechtlein die Mistgabel um die Beine. Da packte Fideli sein leichtes Bündelchen und sagte dem Donnerloch Lebewohl.

Der dritte Meister, bei dem Fideli als Knechtlein einstand, war der Baptistli auf der Rütschelen. Das war ein Mannli, wie der liebe Tag so freundlich und wohlmeinend gegen jedermann und hätte keinem Hund ein schlimmes Wort geben können. Bei ihm durfte keiner mehr schaffen, als er gerade gern wollte, und blieb eine Arbeit am Samstagabend halb fertig liegen, so sagte der Baptistli, sie wollten es eben etwa die andere Woche fertig machen. Alle vierzehn Tage wurde wenigstens einmal geküchelt, und Einzug war ins Haus Tag und Nacht: bei Tag zu der «Gigertschiwassergutteren», die stets parat stand für jeden, der wollte; nachts zu Baptistlis Töchtern, die denen, welche zu ihnen kamen, fast noch seltener etwas abschlugen als Baptistli selber. Es dünkte Fideli, jetzt sei er einmal am rechten Ort; aber bevor das Jahr zu Ende, kam der Weibel ins Haus und dann der Amtschreiber und schrieb auf. Der Baptistli wurde vergeldstagt und fürderhin als «Hudel» von der Gemeinde gefüttert; es kam ein anderer Bauer auf die Rütschelen und Fideli war um sein Löhnlein betrogen.

Als Fideli zum vierten Meister kam, da war er gross und schlank gewachsen wie eine junge Tanne, und ging der Bursche durchs Dorf, so guckten ihm die Mädchen nach, obgleich seine Kleider dünn und fadenscheinig waren und sein Gesicht gebräunt vom Wetter und der harten Arbeit.

Zur schönen Sommerzeit, wenn die Pfingstrosen blühen und später die feuerroten Nelken, da zieht an Feiertagen die Jugend aus, und wo eine Geige erklingt und etwa noch ein Klarinett, da sammeln sich die Knaben und Dirnen, um sich lustig zu machen und der schönen Sommerszeit zu freuen. Wer es hat und vermag, macht Staat. Der reiche Bauernsohn schlägt auf den Tisch, dass die grossen Massflaschen klirrend zerspringen und der Wein in breiten Strömen auf die Knie der Gäste fliesst, und wenn ihn sein Mädchen abmahnend am Aermel zupft, so langt er aus der Hosentasche eine Handvoll Taler und wirft sie vor sich auf den Tisch und sagt, wo die her seien, da fänden sich noch mehrere, er vermöge es wohl ein wenig Wein zu verschütten. Und die hoffärtige Müllerstochter, die im Welschland gewesen um die Sprache zu lernen, rauscht einher in steifer Seide und prangt, blau, grün und rot wie ein stolzer Pfau und trägt Handschuhe an den langen, magern Händen. Draussen vor dem Hause, aus welchem die Töne der Geige und Klarinette erschallen, stehen zu fünfen oder sechsen beisammen die Mädchen in groben, halbleinenen Jüppen, mit Schürzen und Tschöppen, keineswegs von Seide, sondern von dünnem, wohlfeilem Zeug. Wie etwa die Seelen des Fegfeuers durch die offe-

ne Himmelstür in die Herrlichkeit des Paradieses blicken, so werfen diese armen Seelen in Halbleinjüppen verlangende Blicke zu den Fenstern des Tanzsaals hinein. Mehr wird ihnen nicht zuteil, denn wer möchte so ein armselig Ding, das kaum mehr hat als das Hemdlein auf dem Leibe und etwa noch ein zweites zum Wechseln, so ein Ding, das weder Gülten, noch Aecker, noch Wässermatten besitzt, nicht einmal einen alten, reichen, ledigen Vetter, wer möchte ein solches zu Tanz und Wein führen?

Fideli stand damals auch vor dem Bären auf der Schnabelweid bei der Kegelbahn, doch nicht etwa um mit den reichen Bauerssöhnen zu kegeln; dazu waren seine Taschen zu leicht. Auch ihm war das Los des Zusehens beschieden, aber er schaute nicht nach den rollenden Kugeln und den fallenden Kegeln, sondern ganz anderswo hin. Es war ganz abseits, wo man kaum noch die Töne der Tanzmusik hören konnte, an einem schattigen Plätzchen unter einem dunkelgrünen Nussbaum, wo etliche Mädchen stunden, unter ihnen ein schlankes mit dunklem Haar und grossen Augen, ein paar arme dünne Kleidlein am Leib, doch waren sie sauber und jeder Riss geflickt, so gut als möglich. Nach dem schlanken, braunen, blassen Mädchen schaute Fideli unverwandt. Nur zuweilen schielte er nach dem Tanzsaal hinüber und senkte dann die Hand prüfend in die Tasche. Es waren nämlich nicht mehr als drei Batzen darin, knapp genug, die Musikanten zu bezahlen für drei Tänze. Aber wo mehr hernehmen, um nach dem Tanz das Mädchen zum Wein zu führen, wie Brauch und Sitte ist, und wär's auch nur zu einer Flasche vom Sauersten? Lange schwankte der Kampf: Sollt' er oder sollt' er nicht?

Endlich, als ihn bedünkte, das schlanke Vroni beim Hühnerhubelbauer wolle mit seinen Kameradinnen aufbrechen, fasste er seinen Entschluss. «Willst du drei haben mit mir, Vroni?» Das werde wohl sein Ernst nicht sein; es sei gar ein armes Meitschi und habe nur so schlechte Kleidlein an. Dazu wurden ihre Wangen rot, und fragend blickte sie dem Fideli in die Augen: «Magst oder magst nicht?» fragte der wieder. «Wenn es dein Ernst ist, so mag ich wohl.» Und sie gingen miteinander, der schlanke, braune Fideli und das schlanke, braune Vroneli, und die Geige und die Klarinette schien ihnen Engelsmusik und der Backofendunst des Tanzsaals Paradiesluft, als sie sich durch das Gewühl und Gedränge der schweisstriefenden Mädchen und Burschen im Kreise drehten.

Aber die Bauernsöhne, in deren Taschen Händevoll Taler klimperten, und die Müllerstochter, die im Welschland gewesen, rümpften die Nase, dass so ein armütig Pärchen sich unter sie gewagt. Und sie stichelten und spöttelten, da seien auch wieder mal der Limp und der Lämp zusammengekommen. Dem Vroni wurde angst und bang. Als die drei Tänze zu Ende waren, zog sie ihren Tänzer der Türe zu. «Du wirst doch dein Meitschi nicht trocken wollen laufen lassen!» spöttelte ein Gali, der beide Hände in der Hosentasche und die Pfeife im Maul breit neben der Türe stand. «Oder ist euch der, den wir trinken, zu sauer?» Fideli wurde rot wie Glut. «Was meinst?» lachte ein anderer, «der Bärenwirt auf der Schnabelweid hat keinen, der gut genug wäre für den Kessler-Fideli und die Jungfrau auf dem Hühnerhubel.» «So vornehme Leute wollen mit Butschiertem abgesäugt sein,» rief ein dritter. Und all die Jungfern mit den seidenen Fürtüchern fingen an zu kichern, und all die langen und breiten Löhle, die mit ihren Talern klimperten, fingen an zu lachen. Fideli war dann daran, den Nächsten mit der Faust zu Boden zu schlagen, aber

Vroni zog ihn hinaus. Draussen besann sich Fideli noch einmal, ob er nicht vom nahen Holzstoss einen Knüttel nehmen und wieder hineingehen solle. Aber Vroni war, die Schürze vor den Augen, eiligst auf und davon gegangen. Fideli schluckte seinen Zorn und ging dem Mädchen nach.

Der Gang des Knaben zu seinem Mädchen ist ein heimlicher, besonders wenn das Mädchen in einem fremden Dorfe wohnt, denn da steht hinter jedem Baum, lauscht hinter jedem Fensterladen ein eifersüchtiger Wächter und Hüter, der seiner eigenen Ehre Abbruch getan glaubt, wenn zu einem der Mädchen des Dorfes ein Bursche aus einem Nachbardorfe kommt. Und wehe einem solchen, wenn er sich erwischen lässt! Eine und die andere eingeschlagene Rippe und ein unfreiwilliges Bad im Dorfbrunnen ist eher als nicht das Los, das seiner harrt. Da gilt es den dunkeln Schatten der Hecken nachschleichen, wenn der Mond scheint und leise auftreten an den Häusern vorbei, damit die Hunde nicht wach werden und den Atem anhalten, wenn man Samstag nachts, da die Nachtbuben jauchzend die Runde machen, hinter dem alten Weidenstock am Bache steht. Dies war jedoch Fidelis kleinste Sorge, wenn auch der Hühnerhubel, wo Vroneli als Magd diente, zwei Stunden weit entfernt war, und wenn auch die Nachtbuben alldort weit und breit als die allerschlimmsten berühmt waren, welche keinen fremden Jäger ungestraft in ihr Gehege kommen liessen. So oft Fideli zu Vroneli ging in finstern und in hellen Nächten, wurde er doch niemals ertappt. Aber nach solchen Gängen folgt zuletzt ein anderer Gang, und obgleich einem auf demselben keine Nachtbuben auflauern, so ist er nichtsdestoweniger manchmal der schwerste von allen. Das ist der Gang zum Pfarrer.

Auf die Pfingstrosen folgen die feuerfarbenen Nelken, und wenn die Nelken abgeblüht haben, fallen dann bald die Birnen und Aepfel vom Baum, und dann geht's nicht mehr lang, führt der Wind das falbe Laub davon, aber der Rosmarin bleibt Sommer und Winter grün. Fideli und Vroneli gingen nebeneinander her und hielten sich bei der Hand, denn es war tiefe Dämmerung und ein dichter Nebel, den kein Auge zu durchdringen vermochte. Vronelis Herz klopfte bang. Fideli gedachte der Hütte im Schachen, wo die vielen Weiden standen. Die gehörte seinem letzten Meister, der wollte ihm wohl und hatte ihm versprochen, ihm die Hütte und ein Stück Schachenland in Pacht zu geben um billigen Zins. Dahin wollte er ziehen mit Vroni. Und wegen des Brots, das er dann schaffen sollte für Weib und Kind, war ihm keineswegs bang. Denn bei all seinen Meistern hatte er sich gut beflissen und war deshalb wohl erfahren in allem Bauernwerk, und jeder hatte ihn gern als Mäder oder zum Garbenbinden oder als Drescher. So konnte er zur Sommerszeit einen schönen Lohn verdienen. Zur Winterszeit wollte er Körbe flechten. Diese Kunst verstand er aus dem Fundament; der alte Lienhard hatte sie ihn gelehrt, und dicht standen ja die Weiden um seine Hütte.

(Schluss folgt)